

*Über die Autoren:*

**Kerstin Hohlfeld** hat bereits mehrere Frauenromane veröffentlicht. **Leif Lasse Andersson** arbeitet seit 20 Jahren als Redakteur, zehn Jahre davon in der Chefetage einer großen deutschen Zeitung – und weiß, wovon er schreibt. Sein Hintergrundwissen über die Branche verleiht dem Umfeld der Geschichte große Authentizität.

Kerstin Hohlfeld  
Leif Lasse Andersson

# Ich heirate einen Arsch

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe November 2014  
Knaur Taschenbuch  
Copyright © 2014 by Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic®, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51634-8

2 4 5 3 1

»Willst du, Björn Bengt Becker, die hier anwesende Luisa Stein zur Frau nehmen, sie lieben, sie ...«

Ja. Überraschenderweise wollte er das. Überraschenderweise wollte er nichts so sehr wie genau dieses hier. Zwar hatte sich Björn noch vor vier Jahren geschworen, nie, aber wirklich niemals wieder zu heiraten. Aber vier Jahre waren eine lange Zeit, wenn man sie nur in ausreichend hoher Geschwindigkeit lebte und wenn man genügend Frauen zwischen sich und seine dunkelsten Erinnerungen legte.

Seit Luisa war ohnehin alles anders.

Na ja, vielleicht nicht ganz seit Luisa. Ein bisschen Zeit hatte er noch gebraucht, um mit allen Verwicklungen seines Vagabundenlebens abzuschließen, und die letzten, überaus turbulenten Ereignisse waren noch keine 24 Stunden her.

Aber nun stand Björn hier und war sich ganz sicher: Er gehörte zu Luisa! Vor ihm lag die schönste Zeit seines Lebens. Kinder wollte er mit Luisa haben, die in ihrem Garten spielen würden, während Mama und Papa sich stolze, liebende Blicke zuwarfen. Und zum ersten Mal fühlte Björn sich wieder glücklich, frei und irgendwie ganz so inendrin.

Der Pastor hatte eine Pause gemacht, ein schneller Seitenblick erweckte in Björn den Verdacht, dass nun er dran sein könnte. »Ja, ich will«, sagte er versuchshalber und wunderte sich, dass seine Stimme ein wenig belegt klang.

Dann war Luisa an der Reihe. »Ja, ich will, mit Gottes Hilfe!«

Ihre Worte klangen hell und warm, und sie machten ihn stolz, denn sie kamen von der klügsten, schönsten, atembe-

raubendsten und wundervollsten Frau, die er je in seinem Leben getroffen hatte.

Björn lächelte. Und er fragte sich, warum sie nicht das Gleiche tat, sondern ihn mit einer fragend angehobenen Augenbraue anblickte. Ein Rippenstoß von rechts, dort, wo er seinen Bruder Bernhard vermutete, machte ihn auf sein Versäumnis aufmerksam. Die Ringe, verdammt, die Ringe! Immerhin ließ er seinen nicht fallen, sondern steckte ihn Luisa an den Finger.

»Sie dürfen die Braut jetzt küssen.«

Luisa sah ihn mit ihren großen, blauen Augen an, und es fühlte sich an, als würde er einer kritischen Prüfung unterzogen. Doch dann lächelte sie, legte den Kopf ein wenig schräg und schloss die Augen, damit er sie küssen konnte, sanft und warm und voller Gefühl.

»Nein«, dachte Björn, als sie an seinem Arm durch den Mittelgang der Kirche schritt, »ich werde dich nicht enttäuschen. Ich war ein Arsch. Aber du hast aus mir einen anderen Menschen gemacht, und dich werde ich lieben bis zu meinem letzten Atemzug.«

Als sie aus der Kirchentür traten, traf ihn das Licht wie ein Schlag. Die Sonne war hellgelb, warm und leuchtend, ganz so wie das Kleid, das Luisa vor einem Jahr, zwei Monaten, neun Tagen, einer Stunde und etwa drei Minuten getragen hatte.



Ich bin Luisa Stein, 28 Jahre alt, Sternzeichen Krebs, und irgendetwas stimmt mit mir nicht. Wenn der Tag kommt, an dem ich begriffen habe, was das ist, werde ich mich ändern. Und von diesem Moment an wird nicht mehr alles, was ich anfasse, von null auf gleich zu Staub zerfallen.

Ich bin mies drauf. Ich bin verdammt mies drauf. Schlechter geht's nicht. Das neue Kleid, in dem ich mich heute Morgen noch selbstbewusst vor dem Spiegel gedreht habe, kommt mir plötzlich albern vor. Eine bescheuerte, nutzlose Maskerade.

Die Wege im Verlag sind lang. Und damit meine ich nicht den Weg von der kleinen Praktikantin zur mächtigen Chefredakteurin. Nein, jetzt und hier, in diesem Augenblick meine ich den Weg vom Büro meines Ex-Chefs zur Kantine, den ich in diesem unsäglichen gelben Kleid zurücklegen muss und auf dem mir mindestens 200 Leute begegnen, die mich hämisch anstarren, abschätzig die Brauen heben oder herablassend lächeln. Was Leute eben tun, wenn ihnen jemand begegnet, der deutlich sichtbar ein Schild mit der Aufschrift »Loser« trägt.

Loser im gelben, schulterfreien Kleid und auf hohen Lackpumps, wohlgemerkt.

Da, die zwei Zicken in ihren grauen Escada-Kostümen, die jedes Mal starren und dann die Köpfe zusammenstecken und tuscheln, wenn sie mich sehen. Schon klar, dass sie mir ausgerechnet jetzt über den Weg laufen und – als sie mich in diesem verfluchten gelben Fummel sehen – den Mund beinahe nicht mehr zubekommen und kurz darauf anfangen zu kichern.

»Passt auf, dass ihr keine Fliege verschluckt«, sagt die innere Luisa frech.

Ich, also die wirkliche, echte Luisa, schlage die Augen nieder und überlege, ob ich mein Handy aus der Tasche ziehen und so tun soll, als hätte ich eine hochwichtige SMS bekommen. Überhaupt die Hände. Wohin mit ihnen? Noch etwa 50 Meter, dann kann ich ein Tablett nehmen und bin wenigstens dieses Problem los.

Warum gehe ich überhaupt noch hier essen? Warum nehme ich nicht meinen ganzen Kram, packe ihn in einen Pappkarton – so wie die das in den Hollywoodfilmen immer machen –, baue mich vor meinem Ex-Chef auf und sage ihm ins Gesicht, dass ich die bescheuerte Stelle in seiner beknackten Redaktion sowieso nicht haben will?

Warum? Weil es eine glatte Lüge wäre!

Ein paar Tränen sammeln sich in meinen Augenwinkeln und lauern auf eine günstige Gelegenheit, mir meine Wimperntusche zu verschmieren. Obwohl ich gar nicht traurig, sondern wütend bin. Ich war so dicht dran.

Jetzt und hier, mitten im Verlag, im Angesicht der Escada-Zicken anfangen zu heulen? Niemals! Ich habe meinen Stolz, obwohl ich das Gefühl nicht loswerde, dass ich seit einiger Zeit das Pech nahezu magisch anziehe.

Abgesehen davon: Ich will keinen verdammten Pappkarton packen. Ich will hierbleiben! Hier in meinem Traumverlag, in meiner Lieblingsstadt und in meinem Lieblingsjob.

Seit fünf Minuten weiß ich, dass das ein frommer Wunsch bleiben wird. Mein Praktikum bei der *Marion* endet, ohne in eine Festanstellung umgewandelt zu werden.

Den feuchtkalten Händedruck des Chefs, als er mir mitteilte, dass ich ab übermorgen wieder auf Arbeitssuche sein werde, spüre ich immer noch. Angewidert wische ich meine rechte Hand an meinem Kleid ab.

Ich sollte jetzt lieber eine Toilette aufsuchen. In der Kabine

könnte ich ein paar unbemerkte Tränchen fließen lassen, mir dann Hände und Gesicht mit eiskaltem Wasser waschen, damit mir niemand ansieht, dass ich geheult habe.

Wenn ich nicht so blöde gewesen wäre, könnte ich mich sogar vom Paradiesvogel zum Spatzen zurückverwandeln. Doch mein graubraunes Kostüm und die weiße Bluse habe ich heute zu Hause gelassen. Nachdem der Chef mich sechs Monate lang weitgehend ignoriert hat, wollte ich ihm unbedingt noch eine optische Entscheidungshilfe geben, bevor er die letzte offene Stelle besetzt.

Er hat mich nicht mal angesehen. Seine einzige und ausschließliche Aufmerksamkeit, während er meine Zukunft mit einem Vorschlaghammer in winzige Stücke zertrümmerte, galt einer 24er-Pappschachtel Schaumküsse, die er – statt meiner schrill gewandeten Wenigkeit – mit Blicken verschlang.

Wie süß, hab ich gedacht, als ich hoffnungsvoll lächelnd in sein Büro stöckelte und die kleinen Kalorienbomben auf seinem Schreibtisch sah.

Ekelhaft und unmännlich, dachte ich, als ich es eine Minute später wieder verließ. Männer, die Schaumküsse essen, bah! Aber dieser Gedanke half mir leider nicht weiter, als ich wie ein geprügelter Hund aus seinem Büro schlich und mich nicht entblödete, mit zitternder Stimme auch noch »Danke schön, das macht doch nichts« zu sagen. Meine Mutter hat es mit meiner Erziehung zum anständigen Töchterchen wirklich maßlos übertrieben.

Leute, die es so weit nach oben geschafft haben wie Schmidt, mein baldiger Ex-Chef, haben eine Ausstrahlung, die mich einschüchtert.

Ich bin eine ehrgeizige und durchaus hartnäckige Journalistin. Wenn es um eine Story geht, um eine wirklich heiße Geschichte oder schlicht um die Wahrheit, über die ich berichten

will, dann habe ich keine Scheu, kritische Fragen zu stellen, immer wieder nachzuhaken oder mich mit Gott und der Welt anzulegen. Diese quälende Unsicherheit, die meine Stimme zittern lässt, meine Schritte lähmt, mir in den unpassendsten Augenblicken die Tränen in die Augen schießen lässt – die fällt ungerechterweise nur dann über mich her, wenn es um mich geht: um Luisa Stein, um mein Leben, um meine Zukunft und um mein Glück.

Schon an der Uni habe ich die Kommilitonen aufrichtig beneidet, die sich locker und ohne Scheu mit den Professoren unterhielten und sogar ein Bier mit ihnen trinken gingen. Mein Ding war das nie.

Trotzdem war ich eine ausgezeichnete Studentin, und wenn es drauf ankam, behielt ich die Nerven und zeigte, was ich drauf hatte. Auf mein Einser-Examen bin ich echt stolz.

Genauer gesagt, ich *war* stolz. Denn schon ziemlich bald musste ich feststellen, dass ich – statt pulitzerpreisverdächtige Artikel zu schreiben – abends im Hamburger Nobelschuppen East Prosecco-Gläser abräumen durfte. Kellnerin Summa cum laude. Am Anfang fand ich das nicht schlimm, aber nach einem Jahr verträdelter Lebenszeit war mir nicht mehr zum Lachen zumute.

Das unterbezahlte, sechsmonatige Praktikum hier im Verlag war mir wie eine Erlösung vorgekommen. Zwar musste ich an zwei Abenden in der Woche noch immer ins East, um die Miete für mein WG-Zimmer zusammenzukratzen, aber ich tat es von Stund' an mit dem guten Gefühl, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis mein Leben als Kellnerin eine lustige Anekdote wäre und weiter nichts.

In ein paar Jahren würde ich dann meinen unsicheren, von einem Fuß auf den anderen tretenden Praktikantinnen sagen: »Wissen Sie, Kindchen, so habe ich damals auch angefangen.

Und jetzt bin ich hier. Nur Mut also, und zeigen Sie mir, was Sie draufhaben.« Ja, so eine nette, faire und kluge Chefredakteurin wäre ich, und auf meinem Schreibtisch würden niemals Pappschachteln mit Schaumküssen ihr Unwesen treiben.

Die erste Träne hat es geschafft. Sie läuft meine Wange hinunter. Ich wische sie eilig mit dem Handrücken weg und reibe mich zusammen.

Wenn ich jetzt anfangen zu heulen, bin ich geliefert. *Frauen in gelben Kleidern weinen nicht. Frauen in gelben Kleidern weinen nicht.* Das ist eine Übung aus der Psychotherapie. Positives Programmieren nennt man das. Wenn man viel übt, soll sie richtig gut helfen.

Der Typ, der plötzlich neben mir läuft und mich anschaut, hat der mich eben angesprochen? *Frauen in gelben Kleidern.*

Nein, hat er nicht, und falls doch, hat er irgendetwas Blödes gesagt. Über mein Kleid. Was sonst?

Wenn das nicht noch peinlicher wäre, dann würde ich es mir vom Leibe reißen, jetzt und hier. Diesen bescheuerten Fummel, der alles, was heute passiert ist, noch tausend Mal schlimmer macht. *Frauen in gelben Kleidern ...*



Vor ein paar Minuten ist mir auf dem Weg in die Verlagskantine ihr fantastischer Arsch aufgefallen. Schmale Taille und ein wirklich verlockendes Schwingen der Hüften. Gesenkter Kopf, entweder nachdenklich oder auf ihre nächste Reportage konzentriert. Schöne Schuhe, bestimmt sechs Zentimeter, und laufen kann sie auch darauf. Irgendwas auffällig Gelbes als Kleid. Schulterfrei. Sieht geil aus. Mehr kann ich über Kleider beim besten Willen nicht sagen. Ich habe noch nie rausgekriegt, was außer dem Preis der Unterschied zwischen H&M und einem Designerfummel ist, was auch daran liegen mag, dass mir die Verpackung einer Frau eher egal ist. Obwohl es schön ist, wenn ich nach dem Aufwachen feststelle, dass das Kleid vom Vorabend in der Morgendämmerung zur Farbe meines Schlafzimerfußbodens passt. Meistens passt es, zu diesem Zweck habe ich Eichendielen verlegen lassen.

Etwa zwanzig Meter lang sonne ich mich in der vagen Vorstellung, diesen Hintern heute Abend vor mir zu sehen, nackt und emporgereckt, während die Trägerin ihr Gesicht seufzend im Kissen vergraben hat.

Und ja, ich weiß, dass es äußerst unkorrekt ist, Frauen derart auf das Körperliche zu reduzieren. Aber ich bin ein Mann. Und was zum Teufel soll ich sonst mit ihnen tun?

Kurzer Kontrollblick beim Überholen. Noch nie gesehen. Ziemlich hübsch. Nicht klassisch schön, aber irgendwie besonders. Ich bringe meine bis eben ziemlich missmutigen Gesichtszüge in Ordnung und spreche sie an. Ich entscheide mich für die Lausbubennummer. Maximal ungewöhnlich, minimal unsicher und zum Abschluss mit einer ebenso harmlosen wie verblüffenden Frage gekrönt. Es ist prinzipiell die bestmögliche Eröffnung in diesem

Spiel, denn es gibt nur wenige Frauen, die einem freundlich fragenden Mitmenschen eine Antwort verweigern würden. Die meisten tun es selbst dann nicht, wenn der Fragende ein Mann ist, von dem eigentlich jede Frau wissen sollte, welche Motive ihn tatsächlich treiben.

»Wahnsinnskleid! Können Sie mir sagen, wo Sie *das* gekauft haben? Sorry. Das klingt jetzt ein bisschen seltsam, oder? Ich heiße Björn.«

Für einen spontanen Frontalangriff gar nicht übel.

Wenn ich eine Frau anspreche, dann achte ich auf nichts anderes als auf ihre Körpersprache. Sieht sie auch nur ein kleines bisschen genervt oder gar ablehnend aus, entschuldige ich mich und suche das Weite. Ich habe einfach zu wenig Zeit, um sie an Frauen zu verschwenden, die nicht mit mir ins Bett gehen werden.

Doch die hier ist stehen geblieben und guckt mich an, ein bisschen verwundert, den Kopf leicht schiefgelegt, eher fragend als ablehnend und definitiv mehr traurig als fröhlich. Aus welchen Gedanken ich sie auch gerissen haben mag, es werden keine schönen gewesen sein.



Ich bleibe stehen und schaue den Typen verwundert an.

Ich habe keine Ahnung, was er gerade zu mir gesagt hat. Er lächelt, nur ein kleines bisschen, so um die Augen herum. Normalerweise würde ich jetzt ebenfalls freundlich dreinschauen. Aber heute ist nicht »normalerweise«. Heute trage ich ein gelbes Kleid. Bis vor etwa zehn Minuten das perfekte Styling für eine moderne, selbstbewusste Frau, die gerade ihre redlich verdiente Stelle als Redakteurin bekommen hat. »Willkommen im Team, Frau Stein!« Wie oft habe ich mir diese Szene ausgemalt. Schöne Scheiße!

Der Typ, der mich fragend anguckt, ist ein gepflegter, elegant gekleideter Mann. Anzugträger, aber keine Krawatte. Also weder Anzeigen noch Marketing oder Vertrieb, sondern Redaktion, da gilt weißes Hemd mit geöffneten zwei Knöpfen als schick. Um seine Augen spielen feine Lachfältchen. Ein Hauch von seinem Aftershave weht zu mir herüber. Riecht gut.

»Entschuldigen Sie bitte, was haben Sie gesagt?«, frage ich leise und zupfe mit meinen Fingern nervös an einer Haarsträhne, die sich aus meiner Hochsteckfrisur gelöst hat.



Verwirrt? Verzweifelt? Mir ist nicht ganz klar, was mit der Frau los ist, aber mich rührt ihre Art, an den blonden Haaren zu nesteln, als könnte sie dort ein wenig Halt finden.

Vergeblich, würde ich sagen, denn zumindest für mich gibt es jetzt kein Halten mehr.

»Oh. Sorry. Ich fange am besten noch mal von vorne an, oder? Also, meine kleine Schwester, die sucht ein Kleid. Sie will am Wochenende auf eine Hochzeit, und sie würde mich küssen, wenn ich ihr sagen kann, wo Sie Ihres herhaben. Das sieht echt cool aus und trotzdem so – anmutig?«

Nach der Wortkaskade halte ich ihr die Hand hin. Antiquierte Geste, aber in den meisten Fällen überaus hilfreich. Nach dem ersten Körperkontakt wird alles leichter.

Und nein, ich habe keine kleine Schwester. Aber in solchen Detailfragen darf man nicht kleinlich sein. Schließlich geht es ums große Ganze. In meinem Fall also darum, ganz viel großartigen Sex zu haben.



Was will der?

Seit ich gefeuert bin, fühle ich mich unsicher, und die Leute hier im Verlag, die meine Kollegen werden sollten, sind jetzt wieder so unerreichbar wie der Mond. Es wäre mir lieber, ich würde wenigstens mein graubraunes Mauskostüm tragen. Darin bin ich so schön unauffällig.

Ach, zum Teufel mit dem Dresscode! Haben frisch gekündigte Praktikantinnen nicht Narrenfreiheit? Hier im Verlag arbeiten mehrere tausend Leute. Der Typ kann nicht wissen, wer ich bin und dass ich mich gerade fühle, als wäre ich in einem Bunny-Kostüm zum Bundespresseball gegangen. Er sieht vielleicht einfach nur eine Frau in einem gelben Kleid, das ihm gefällt.

Gefällt ihm das Kleid?

Oder gefalle *ich* ihm?

Und ist das nicht eigentlich scheißegal?

Ich lass ihn jetzt stehen.

Oder?

Die wohlerzogene Tochter in mir gewinnt fast immer.

»Es ist von Zalando«, sage ich leise und setze zum Gehen an.  
»Sommerschlussverkauf. 49 Euro statt 89.«

Bisher habe ich mich vor ihm noch nicht blamiert. Und wenn es nach mir geht, wird es auch nicht dazu kommen. Na gut, die Info mit dem Ausverkauf hätte ich weglassen können. Ich bin keine leidenschaftliche Schnäppchenjägerin, die einen entzückten Schreikrampf kriegt, wenn sie ein Designerkleid zum halben Preis ergattert.

Im Grunde ist es doch egal, was der Typ von mir denkt.

So selbstbewusst, wie er wirkt, kommt er garantiert aus einer der vielen Chefetagen.

Jetzt hält er mir die Hand hin. Mein Herz beginnt ein wenig schneller zu klopfen. Meine nervige Ehrfurcht vor Leuten, die auf der Berufsleiter weit nach oben geklettert sind, meldet sich.

Im Märchen lösen sich die Leute einfach in Luft auf, wenn ihnen eine Situation zu brenzlich wird. Ich stelle fest, dass mir diese Fähigkeit in manchen Momenten mehr einbringen würde als mein summa cum laude im Examen. Irgendetwas habe ich bei meiner Berufswahl falsch gemacht. Vielleicht hätte ich, wie von mir als Sechsjährige angestrebt, doch lieber eine Blumenfee werden sollen.

Mein Selbstbewusstsein schwankt heute wie eine Nusschale im Ozean.

Ich hoffe, dass mein Händedruck weder schlapp noch feucht ist, als ich gezwungen lächelnd einschlage.

Der Typ ist bestimmt zehn oder fünfzehn Jahre älter als ich. Jetzt grinst er wie ein Lausbub und zückt sein Handy. Himmel! Will der meine Nummer?

War die Frage nach meinem Kleid nur ein Vorwand, um mich anzubaggern?

Also bitte, ich bin 28 und nicht 38! Und der hat graue Schläfen!

Sieht zwar nicht übel aus, und er ist außerdem der erste Mensch am heutigen Tag, der mir ein offenbar aufrichtiges Lächeln geschenkt hat.

Aber meine Nummer kriegt er trotzdem nicht.

Ich unterdrücke einen Seufzer.

Sally, meine WG-Mitbewohnerin mit Wespentaille und Körbchengröße D, hat kaum das Haus verlassen, da wird sie schon von einem Ölscheich oder Thronfolger angesprochen,

mindestens jedoch von einem wallemähnigen Pianisten oder aufstrebenden Schauspieler.

*Ich* habe allenfalls Chancen bei uralten Verlagstypen.

Wenn er jetzt nach meiner Handynummer fragt, dann löse ich mich doch in Luft auf.

Und zwar subito!



Na also. Sie erklärt mir ihr Kleid.

Ich tippe brav alle Angaben in mein iPhone.

Phase eins ist abgeschlossen.

Jetzt muss ich nur noch die Frau kriegen – und zwar aus dem Kleid heraus, aber in dieser Hinsicht halte ich mich nicht für chancenlos. 40:60 würde ich sagen. Wäre ich ein Boxer, würde die Fachpresse mich für meinen beherzten Infight loben. Schwächen aus der Distanz, aber erst mal dran am Gegner, kaum zu halten. Außerdem bilde ich mir ein, dass sie soeben zaghaft gelächelt hat. Die Erfahrung aus vermutlich knapp 500 Versuchen, wildfremde Frauen ins Bett zu quatschen, sagt mir: Das Ding hier läuft!

Ich spreche alle Frauen an, die mir gefallen. Frauen bekommt man nicht ins Bett, indem man sie aus der Ferne anschmachtet, jedenfalls ich nicht. Ich sehe passabel aus, aber nicht überwältigend. Meine Schultern sind okay, aber nicht sonderlich breit. Die Bauchmuskeln sind vorhanden, tarnen sich aber unter etwa fünf Kilo speckähnlicher Substanz. Meine Geheimratsecken nerven, schütterere Stellen im Zentrum verberge ich, indem ich die Haare etwas länger und forsch nach hinten gegelt trage. Auch meine 1,86 Meter Körpergröße sind okay, aber nichts, was eine Frau auf den ersten Blick aus dem Höschen haut. Insofern bin ich auf das angewiesen, was ich mit Selbstbewusstsein, forschem Auftreten und Eloquenz zustande bringe.

Klar, ich könnte auch meinen Titel raushängen lassen oder mein Geld. Mach ich auch manchmal, was die Erfolgsquote signifikant steigert, aber dies tue ich eigentlich nur in emotionalen Notlagen, also nicht öfter als ein-, zweimal pro Woche.

Denn dummerweise interessieren mich genau die Frauen weniger,

die ich auf der Macht-macht-sexy-Schiene kriege. Was nützt es meinem Ego, mit irgendwelchen Models zu schlafen, die sich von mir bloß Karriereschub oder einen Transfer auf die Sonnenseite des Lebens erhoffen? Ich bin Kämpfer. Und wenn ich Frauen haben wollte, die ich ohne ordentlichen Fight kriegen kann, dann könnte ich auch ins Bordell gehen. Dieses stelle ich mir ähnlich reizvoll vor wie die Nummern mit karrieregeilen Büroludern, nur dass die Motive der handelnden Parteien dort nicht so schamvoll verborgen werden.

Anders formuliert: Ich liebe die Jagd wegen der Jagd und nicht wegen der Trophäen. Meist lasse ich zum ersten Date sogar meinen Dienst-Benz und den Landrover stehen und nehme das uralte, schon relativ schäbig wirkende Käfer-Cabrio, welches ich mir in einem Anfall von nostalgischer Verschwendungssucht als Drittwagen zugelegt habe.

Wenn meine Tagesform okay ist und ich eine ordentliche Performance hinlege, kriege ich in zwei von drei Fällen einen freundlichen Smalltalk hin, in zwei von vier Fällen springen E-Mail-Adresse oder Telefonnummer dabei raus, in zwei von zehn Fällen endet die Sache nach etwa hundert E-Mails, Facebook-Botschaften oder WhatsApp-Nachrichten mit einem hocheufreulichen Beischlaf. Was wiederum in zehn von zehn Fällen zu einem von mir initiierten »Ich-bin-einfach-noch-nicht-wieder-so-weit«-Gespräch führt.

Denn nach spätestens zwei Wochen werden Frauen kompliziert. Nach vier Wochen entdecken sie, dass du schnarchst, oder fangen an, an deiner Ernährung herumzunörgeln. Nach spätestens einem Jahr werden sie unerträglich – wenn man Glück hat. Wenn man Pech hat, werden sie schwanger, und dann haben sie einen am Arsch. Rund um 30 ist bei Frauen ein beschissenes Alter, man trifft auf komplizierteste Hormone, tickende biologische Uhren und geht mehr Risiken ein als ein Sprengmeister vom Bombenräumkommando, wenn er in die Grube klettert, um einen englischen Blindgänger zu entschärfen.